

Zeitschrift: Tec21
Band: 143 (2017)
Heft: 5-6: WerkStadtBund II : Schweizer Beiträge

Artikel: "Die Stadt zuerst"
Autor: Jessen, Anna / Vollenweider, Ingemar / Frank, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-737332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

INTERVIEW MIT JESSENVOLLENWEIDER ARCHITEKTEN, BASEL

«Die Stadt zuerst»

Die Basler Architekten Anna Jessen und Ingemar Vollenweider haben mit ihren Entwürfen die WerkBundStadt mitgestaltet und die Entwicklung des Projekts im kooperativen Verfahren begleitet. Sie berichten, was sie daraus gewonnen haben und wie man dies zukünftig nutzen kann.

Text: Susanne Frank, Andrea Wiegelmann

TEC21: Was ist das Besondere an diesem Projekt? Was macht diese WerkBundStadt aus?

Anna Jessen: Die klassischen Werkbundsiedlungen, wie etwa die Weissenhofsiedlung in Stuttgart, definieren sich darüber, dass neue Wohnmodelle geschaffen werden. Die WerkBundStadt in Berlin definiert sich in erster Linie über die Frage, was ein städtischer Raum heute sein kann und welche Qualitäten es hat, in einem städtischen Kontext zu wohnen. Die Montage der Weissenhofsiedlung in das Grundstück, auf dem die WerkBundstadt entstehen soll (vgl. Abbildung S. 27), zeigt gut, dass die WerkBundStadt einen völlig anderen Massstab und Charakter besitzt und dass die kompositorische Setzung von einzelnen Ein- oder Mehrfamilienhäusern heute nicht mehr das Thema sein kann.

Ingemar Vollenweider: Es geht hier nicht zuerst um Wohnungsbau, sondern um Stadtbau. Das bisherige Projekt ist folglich nicht das Ergebnis eines Wohnbauexperiments, wie es von Teilen der Presse reflexartig vermisst und entsprechend kritisch diskutiert wurde. Vielleicht rührt dieses Missverständnis daher, dass wir nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Deutschland zuerst Wohnungs- und Siedlungsbau machen und das dann mit Stadtbau gleichsetzen. Im Zweifelsfall setzt sich auch in Wettbewerben nicht der konsequente Städtebau, sondern der coole oder auch nur wirtschaftliche Wohnungsgrundriss durch. Hinter dem Entwurf zur WerkBundStadt steht eine andere Überzeugung: Er möchte öffentliche Räume schaffen, die Identität und Kollektivität ermöglichen, und thematisiert damit die Frage,



Blick vom Spreeufer nach Norden in das Quartier der WerkBundStadt: städtebauliches Modell im Massstab 1:200 mit den ausgewählten Gebäudeentwürfen der 33 beteiligten Architekturbüros.

was wir vom städtischen Raum erwarten. Daher heisst das Projekt auch WerkBundStadt und nicht Werkbundsiedlung.

« Wir haben uns gewundert, warum im Zusammenhang mit Wohnungsbau keine Strassenräume mehr gebaut werden. »

Anna Jessen

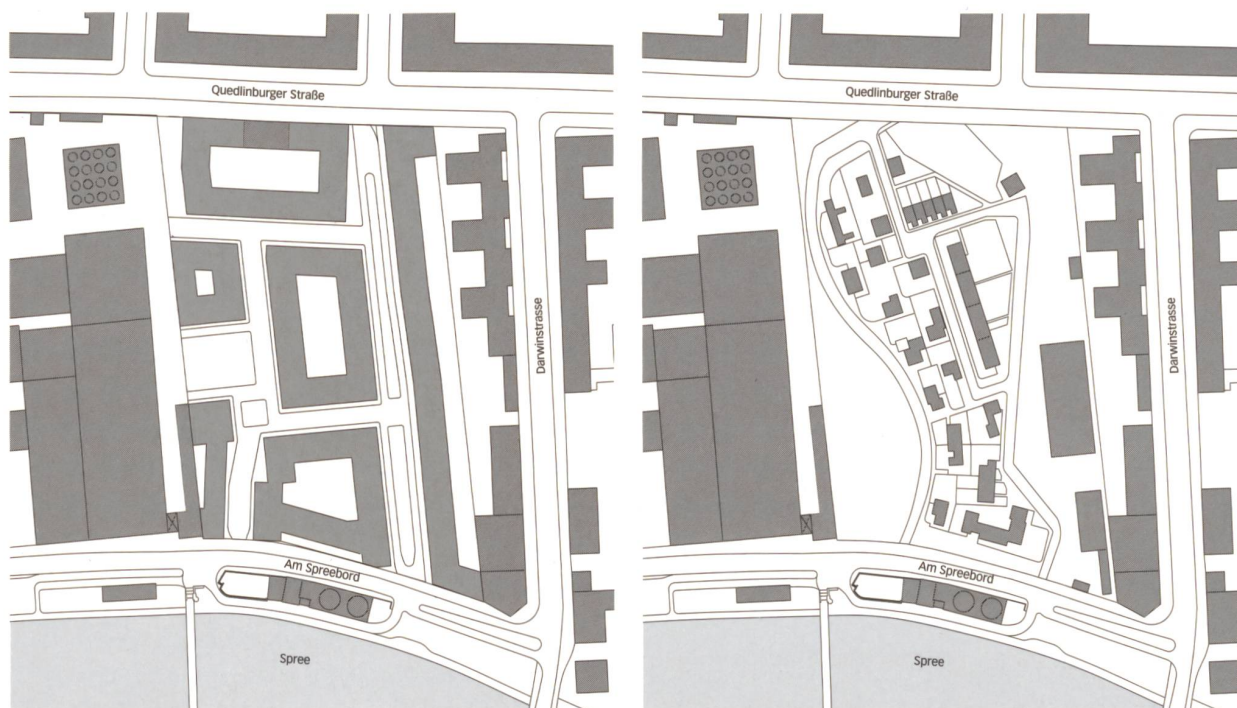
Der städtebauliche Entwurf ist eine Synthese aus unterschiedlichen Konzepten. Mit welchen Themen haben Sie sich im Vorfeld auseinandergesetzt?

Jessen: Die Frage, wie heute und an diesem Ort ein glaubwürdiger städtischer Raum funktionieren und aussehen kann, hat uns interessiert. Die Bildung von Plätzen haben wir eher hinterfragt, wir hatten Respekt vor deren latenten Zentralität, auch vor der Frage, wie viel anonyme Textur dafür notwendig wäre. Dagegen haben wir uns gewundert, warum im Zusammenhang mit Wohnungsbau keine Strassenräume mehr gebaut werden. Die Strasse scheint uns ein verheissungsvoller öffentlicher Raum. Nicht ein neutrales Raumkontinuum, sondern ein klar gerichteter, vielleicht geknickter Raum, mit einem Ausschnitt des Himmels und dem Vis-à-vis von zwei Strassenseiten.

Vollenweider: In unserem städtebaulichen Konzeptbeitrag, den wir gemeinsam mit Caruso St John entwickelten, ging es uns darum, das Quartier mit dem Wasser zu verbinden. Daher waren die Strassen unser Leitmotiv und nicht die Blöcke, die im abgestimmten Modell viel dominanter sind. Ich finde es interessant, dass es jetzt einen Platz gibt, der aber nicht allseitig von Gebäuden umstellt wird, sondern an das Kraftwerksareal von Vattenfall angrenzt. Er wird so zu einem verbindenden Element, gerade wenn sich das Quartier einmal weiterentwickeln sollte.

Der Prozess der Entwicklung dieses städtebaulichen Entwurfs ist aussergewöhnlich. Wie kam es zu diesem Entwurf?

Jessen: Acht Teams mit jeweils zwei Büros haben ihre städtebauliche Vision für das Areal entwickelt und an einem langen Wochenende in Berlin sich gegenseitig vorgestellt. Die Gesamtverantwortlichen des Werkbunds, Paul Kahlfeldt und Claudia Kromrei, nahmen dabei eine Schlüsselposition ein, indem sie hier wie später die Qualitäten der Einzelentwürfe bündelten, Entscheide fällten oder, besser noch, diese sanft herbeiführten. Gegen den Widerstand der einzelnen Autoren, die klare, einheitliche Konzepte forderten, am besten natürlich ihr eigenes, haben sie den Mut und den Nerv gehabt, sich die stärksten Elemente aus jedem Plan zu suchen, wie die lange, leicht geknickte Strasse, dann den Platz an der Brandwand zu Vattenfall und schliesslich die parzellierten Blöcke, die in ihrer Kompaktheit den Massstab des Berliner Blocks zu verdichten scheinen.



Die Gegenüberstellung der WerkBundStadt (links) mit der Montage der Weissenhofsiedlung auf das Areal des Tanklagers in Berlin (rechts) veranschaulicht die unterschiedliche Konzeption der beiden Projekte – Stadtbaustein versus Wohnsiedlung (Mst. 1:3500)

Vollenweider: Dann gab es diese Idee, an besonderen Orten Kopfbauten auszubilden, höhere Häuser am Wasser in Anlehnung an die Spreefront von Vattenfall und Türme am Platz, was aus baurechtlichen Gründen nicht ganz einfach ist und als Tendenz eine gewisse Miniaturisierung des Stadtquartiers befördert. Das wird man in den nächsten Schritten kritisch prüfen müssen.

Jessen: Der heutige Stand hat wohl eher etwas viele Themen für das nicht allzu grosse Stück Stadt. Noch ist es eine Collage von unterschiedlichen Stadträumen, aus denen aber tatsächlich eine städtische Textur entstehen kann, als Alternative sowohl zur homogenen Reformstadt als auch zum Tuttifrutti der postmodernen Architekturzoos in Stadtzentren. Genau an dieser Grenze liegt aber sicher auch das grösste Risiko des Projekts.

Beim städtebaulichen Entwurf der WerkBundStadt wurde ausgehend von diesem das Wohnen definiert. Bei Projekten wie «Mehr als Wohnen» ist man hingegen vom Wohnmodell ausgegangen.

Vollenweider: Es sind natürlich auch sehr unterschiedliche Ausgangslagen. In Zürich gab es eine Baugenossenschaft mit einem detaillierten Nutzungskonzept, für das man über einen Wettbewerb eine städtebauliche Form gesucht hat. In Berlin gibt es den Werkbund mit einem städtebaulichen Programm, das für den anonymen Wohnungsmarkt eine exemplarische Antwort geben will auf die Frage

«Wie geht Stadt heute?». Die Stadträume, die daraus resultieren, unterscheiden sich natürlich auch entsprechend.

Sie sind beide sehr erfahren im Wettbewerbswesen. Hier haben die Verantwortlichen ein anderes Verfahren gewählt. Worin unterscheidet es sich vom klassischen Wettbewerb?

Jessen: Man muss unterscheiden zwischen der formellen Frage des Wettbewerbs und der Frage: Wie komme ich zu einem glaubwürdigen Stück Stadt, das sich immer auch aus dem Zueinander von ganz unterschiedlichen Teilen definiert? Der Werkbund Berlin hat eine Auswahl von einzelnen Architekten und damit auch Positionen bestimmt und aufgrund der Klausuren und des gemeinsam definierten Städtebaus eine Basis geschaffen, auf der man nach einer Einheit suchen kann. Die beteiligten Architekten haben gemeinsam um jene Basis gerungen, also gewissermassen die Auslobung und das Programm mitgeschrieben, und tragen entsprechend diese Verantwortung mit. Bei einem städtebaulichen Wettbewerb gibt es dagegen «phasengerecht» eine klare Schnittstelle zwischen der Definition der Aufgabe und dem Entwurf eines Projekts. Bei einem Areal von vergleichbarer Grösse würde das siegreiche Projekt in der Umsetzungsphase wahrscheinlich unter den Preisträgern aufgeteilt, um die Einheit architektonisch zu differenzieren. Persönlich finde ich es heute sehr viel interessanter, unterschiedliche Positionen



Die WerkBundStadt entsteht in einem industriell geprägten Kontext: **Der westliche Nachbar ist das Heizkraftwerk Charlottenburg.**



Städtebaulicher Entwurf des Teams Caruso St John, London/Zürich, und Jessenvollenweider, Basel, als Vorschlag für die WerkBund-Stadt in Berlin.

in einen Prozess auf der Suche nach Einheit zu involvieren, als umgekehrt Einheit im Nachgang und nur mit der Spekulation auf die sogenannte individuelle Handschrift heterogener zu machen.

Das Verfahren ist also differenzierter und verspricht, dass so der interessantere Stadtbaustein entsteht?

Jessen: In der öffentlichen Diskussion wird oft die Frage nach der Innovation gestellt. Wenn man an diesen Begriff glaubt, dann ist dieser Prozess des kooperativen Städtebaus sicher eine innovative These. Dazu hat Georg Franck als Gast und Experte der WerkBundStadt bereits in der Klausurphase aufgerufen (vgl. «Städtebau als Gemeinschaftswerk», TEC21 46/2015).

Wo liegen die Vorteile eines derartigen Verfahrens gegenüber dem Wettbewerb?

Jessen: Für städtebauliche Projekte in diesem Massstab finde ich es notwendig, über Alternativen zum klassischen Wettbewerb nachzudenken. Es wäre ja denkbar, die Auswahl der Architekten über ein Bewerbungsverfahren zu treffen, das ein Motivationsschreiben oder ein Thesenpapier verlangt. Die Strategie für die WerkBundStadt ist die richtige, um die angestrebte Ganzheitlichkeit des Stadtmodells umzusetzen, das ja vom Mobilitätskonzept in Zusammenarbeit mit BMW bis zu den Entwürfen für Bodenplatten durch beteiligte Produktgestalter reichen soll.

Vollenweider: Die inhaltliche Diskussion anhand konkreter Projekte, nicht in einer Jury, sondern als beteiligter Autor, hatte ich so noch nicht erlebt. Am runden Tisch war spürbar, welche städtebaulichen Ideen tragen. Das war ein starkes kooperatives Moment. Dann kamen die Entwürfe für die Häuser. Jeder von uns musste an drei verschiedenen Orten Stellung beziehen. Dadurch haben sich alle gedanklich mit dem ganzen Quartier auseinandergesetzt. So gab es dann für die spezifischen Orte Entwürfe, die mehr überzeugten als andere.

Haben sich in diesem Prozess weitere Ansätze abgezeichnet, wie etwa für das Zusammenleben im Quartier, die weiterzuerfolgen sich lohnen würde?

Vollenweider: Die Frage beispielsweise, wie die Erdgeschosse verstanden werden können, ist noch nicht zu Ende gedacht. Auch der Ansatz, den Arno Lederer eingebracht hat, als Pendant zum öffentlichen Raum auf Erdgeschossniveau über kollektiv genutzte Dachgärten nachzudenken, hat Potenzial.

Jessen: Noch ist nicht sicher, ob das Thema des kollektiven Dachgartens für eine parzellierte Stadt funktioniert, aber dass solche Ideen eingebracht, kontrovers diskutiert und vorläufig, bis das Gegenteil bewiesen wäre, als Hypothesen im Projekt gehalten werden, ist eine Chance und Qualität dieses Verfahrens.

« Dieser Prozess des kooperativen Städtebaus ist eine innovative These. »

Anna Jessen

Anders stellt es sich dar, wenn Architekten die Aufgabe bekommen, basierend auf einem Masterplan einen Gebäudeentwurf auszuarbeiten. Dabei fokussiert jeder auf seine Parzelle, und es kümmert sich niemand um die Stadt als Ganzes.

Jessen: Die Partizipation am Gesamtprozess führt zu einem höheren Mass an Identifikation von den Planern und allen Beteiligten. Auch die Investoren und Beteiligten der Stadt Berlin waren schon in den Klausuren mit eingebunden.

Vollenweider: Wettbewerbsprojekte haben eine hohe formale Prägnanz und damit das Potenzial, Identität zu schaffen. Gleichzeitig drohen sie dadurch eindimensional zu sein. Sie haben eine Identität, die vielleicht nicht komplex genug ist, um das Leben und



Gebäudeentwurf von jessenvollenweider für einen Stadtbaustein der WerkBundStadt, Strassenraumperspektive.

die Bedürfnisse an einem spezifischen Ort zu treffen. Das kooperative Verfahren bei der WerkBundStadt verhandelt eine grössere Vielfalt, ist weniger prägnant, dafür elastischer. Damit sind wir wieder beim Prozess: Er lässt tatsächlich Schlaufen zu – und ist damit natürlich sehr zeitaufwendig.

Gibt es denn andere Regeln und Verbindlichkeiten?

Vollenweider: Einerseits gibt es bei diesem konkreten Modell von Stadt eine höhere Verbindlichkeit über die Strasse, den Platz, die städtebauliche Kante. Auf der anderen Seite steht der Wille: Jeder Einzelne macht sein Haus. Das prallt ein Stück weit aufeinander. Es gab in dieser Phase nicht viele Regeln für die Entwürfe der Häuser, ausser die Parzellengrenzen mit den Höhenvorgaben aus dem städtebaulichen Plan und für die Wandflächen der Fassaden einen minimalen Klinkeranteil von 60 Prozent. Das interessante aber war, dass durch die Klausuren sehr konkrete Themen und Ansprüche im Raum standen – wie die Adressierung und Hinwendung der Haupträume zur Strasse oder die vermeintlich banale Forderung, Sanitärräume möglichst natürlich zu belichten. Paul Kahlfeldt sah die Entwürfe zuerst als Hypothesen, um daraus Ideen für tragende typologische Themen oder die Charakterisierung der Strassenräume zu finden. Das ist ein sehr liberaler Ansatz.

Sie haben eben den Charakter angesprochen, den das Projekt für Sie hat. Sie sind beide praktizierende Architekten und sehr engagiert in der Lehre. Kann man aus diesen Erfahrungen rund um das Projekt Erkenntnisse für die Lehre gewinnen?

Jessen: Ja, das ist sicher so. Die Erfahrungen allein aus dem Diskurs haben sehr viel gebracht, auch für die Lehre. Wir haben beide damit ein ganzes Entwurfsemester durchgespielt. In Leipzig am Wilhelm-Leuschner-Platz, einer grossen innerstädtischen Brache, haben wir versucht, das Modell des kollektiven städtebaulichen Entwerfens auszuloten. Die Studierenden waren durchaus überrascht, dass wir weniger als Lehrende aufgetreten sind, sondern eher in der Rolle des Choreografen gewirkt haben. Das war auch für uns eine spannende Erfahrung, die uns generell über die Rolle des Architekturlehrers nachdenken liess.

Hat das Verfahren also Modellcharakter für die Lehre?

Vollenweider: Als Student dachte ich immer, Gruppenarbeit ist das Schutzprogramm für Vielredner und Leute ohne Ambition. Es geht aber um etwas anderes. Der Zusammenhang von Stadtbau und Kooperation ist zentral und gehört ins Curriculum einer Architekturlehre. Man muss den Unterschied zwischen Architektur und Städtebau verstehen – und zum anderen deren Abhängigkeit. Das Verfahren kann helfen, dieses Verständnis zu entwickeln. Man kennt die Gesamtkunstwerke von Stadt, die diesen Unterschied nicht machen. Etwa den Städtebau von Leon und Rob Krier aus den 1990er-Jahren, die designte traditionelle Stadt. Da ist die zeitgenössische Wohnstadt der Solitäre im Vorteil, weil sie sich viel mehr als die Summe der Teile meist nicht zutraut.

« Der Zusammenhang von Stadtbau und Kooperation ist zentral und gehört ins Curriculum einer Architekturlehre. »

Ingemar Vollenweider

Nach dem städtebaulichen Entwurf begann dann die Vertiefung der einzelnen Bausteine für die WerkBundStadt mit den Gebäudeentwürfen. Welche Themen standen hier im Vordergrund?

Vollenweider: In der Schweiz machen wir viele dicke Häuser mit vielen dunklen Wohnungen, die vielleicht interessant, in jedem Fall aber sehr ökonomisch sind. Das Innovative ist hier gekoppelt an eine sehr hohe Wirtschaftlichkeit. Unter dem enormen Druck, der gerade in den Städten auf dem Wohnungsbau lastet, werden die Konventionen des Metiers ausgelotet. Der Laubengang für eingeschossige Wohnungen ist jetzt auch in der Schweiz denkbar. Das ist vielleicht innovativ, aber die entstehenden Stadträume entsprechen dabei oft jenen der Peripherie. Die WerkBundStadt formuliert das Gegenmodell: Wenn ich an die Strasse glaube, glaube ich an die

Randbebauung – ich meine bewusst nicht Block-, sondern Randbebauung –, die hat dann eine Tiefe von 12 bis maximal 15 m, die kann ich nicht gross überschreiten.

Daraus ergeben sich dann Module, die sehr flexibel sind.

Vollenweider: Die Randbebauung schafft gewisse Bindungen, die dicken Klumpen liegen eher nicht drin, aber so ein parzelliertes Haus ist sehr flexibel, insbesondere wenn es Platz für einen Hof- oder Gartenflügel gibt, was in der WerkBundStadt leider nur stellenweise der Fall ist. Wenn man Gründerzeitgrundrisse betrachtet, muss man sich mit der Frage auseinandersetzen: Wie kann ich das überhaupt besser machen? Dabei kann man über andere Wohnformen nachdenken, etwa Clusterwohnen, Alterswohngemeinschaften oder Gastwohnungen. Interessant aber ist, dass genau in diesen Wohnungen historisch alles schon stattgefunden hat. Das in der WerkBundStadt verfolgte Modell, Sozialwohnungen ohne staatliche Förderung und damit auch ohne die zum Teil problematischen Vorgaben zu realisieren, ist ebenso riskant wie ambitioniert, um nicht zu sagen: wirklich innovativ. Denn es erhöht den Druck, insgesamt haushälterisch mit Raum und Boden umzugehen und ganzheitlich zu planen.

Jessen: Unser Ansatz war es, ein Wohnhaus zu entwickeln, dessen Wohnungen man sich in Berlin auch leisten kann. Das aufzulösen, etwa in Clusterwohnen, ist viel einfacher, als aus einer Clusterwohnung einen gut proportionierten Zimmergrundriss für eine 2.5-Zimmer-Wohnung zu entwickeln. Es wird also relevante Antworten zum Thema des zeitgenössischen Wohnens geben. Zugespitzt formuliert ist aber die Innovation bislang: die Stadt zuerst, das Wohnexperiment ordnet sich der Stadt ein und unter. Wir wohnen zuallererst in der Stadt und dann in einer guten Wohnung – die mit dieser Stadt kommuniziert.

Vollenweider: Die These zur Typologie wäre dann: Welche Wohnformen lassen sich an diesen Strassen und öffentlichen Räumen realisieren?

Wie weit wurde bislang der Bezug des Hauses zum Stadtraum diskutiert?

Vollenweider: Es ist diese Frage nach der Gestalt und der Einheit: Wo pendelt sich das ein zwischen Anonymität auf der einen und Individualität der einzelnen Häuser auf der anderen Seite? Welche Architekturen können dieses Zusammenspiel leisten?

Jessen: An diesen Ort in Berlin ziehe ich meiner Meinung nach nicht, weil es hier Wohnungsgrundrisse gibt, die ich noch nie gesehen habe. An diesen Ort ziehe ich in erster Linie wegen seiner zentralen Lage in Berlin, in zweiter Linie wegen des Stadtraums oder des Lebensgefühls. Und dann will ich dort in einer Wohnung leben, die Zimmer und Raumzuschnitte in der Art hat, dass ich in meinen

Räumen Rückzug und Privatheit finden kann und dennoch Teil der Stadt bleibe. Ich freue mich über einen Erker, weil ich von dort aus auf die Spree schauen kann. Ich will etwas spüren von dem Ort, an dem ich lebe. Ich will mich quasi mit dem Stadtraum verweben können. Da ist das städtische Leben, und das ist etwas Grossartiges. Ich lebe in der Stadt, weil ich in der Dichte die Anonymität geniessen kann. Und gleichzeitig gehe ich auf in diesem kollektiven Getragensein.

Was waren Ihre wichtigsten Entwurfsthemen?

Vollenweider: Die architektonische These war eben, eine Antwort zu finden auf: Wie kann man ein Haus machen, das eigenständig ist und sich gleichzeitig ins Kollektiv einbindet – und auch diese Anonymität adressiert. Unsere Strategie war, das Gebäude aus einer einzigen plastischen Idee entstehen zu lassen und daraus dennoch Sockel, Fassade und Dach zu entwickeln. Daher ist es einerseits ein recht abstraktes Haus, das andererseits dieser Dreiteiligkeit entspricht. Dann kann man sich fragen: Wie wohne ich denn an der Strasse? Wir haben das Thema des Erkers aufgegriffen. Das ist ein altes Thema, das nach wie vor für den Wohnraum sehr viel Potenzial bietet. Eine Qualität, die wir von den Basler Baumgartner-Häusern kennen. Die Erker sind ein starkes Element für das Haus, den Baukörper und die einzelne Wohnung, sind aber auch wieder in der Lage, ein Thema zu liefern, um die Häuser in den Zusammenhang des Orts einzubinden. •

Dr. Susanne Frank, Redaktorin Architektur und Städtebau, Andrea Wiegelmann, Architektin und Verlegerin, wiegelmann@triest-verlag.ch



Anna Jessen diplomierte 1994 an der ETH Zürich. Seit 2011 ist sie Professorin für Entwerfen und Raumgestaltung an der TU Darmstadt. Ab 2017 wird sie die neu gegründete Architekturwerkstatt in St. Gallen, FHS St. Gallen, leiten.



Ingemar Vollenweider diplomierte 1992 an der ETH Zürich und arbeitete anschliessend als Architekt bei Kollhoff & Timmermann in Berlin. Seit 2006 ist er Professor für Stadtbaukunst und Entwerfen an der TU Kaiserslautern.

1999 gründeten sie das Architekturbüro **jessenvollenweider** in Basel.



Parzellierungsplan mit einer Übersicht über die zugeteilten Parzellen im Losverfahren. Jedes Architekturbüro hat für jeweils drei Parzellen an unterschiedlichen Orten einen Gebäudeentwurf gemacht.

- ① 1. Thomas Kröger, 2. Hans van der Heijden, 3. Dierks Sachs
- ② 1. Rapp+Rapp, 2. Schulz und Schulz mit bayer uhrig, 3. Lederer Ragnarsdóttir Oei
- ③ 1. schneider+schumacher, 2. Klaus Theo Brenner, 3. Nöfer
- ④ 1. Studio di Architettura, Vittorio Magnago Lampugnani, 2. jessenvollenweider, 3. Heide&von Beckerath
- ⑤ 1. nps tchoban voss, 2. Office Winhov, 3. Patzschke
- ⑥ 1. Christoph Mäckler, 2. Max Dudler, 3. Bayer&Strobel
- ⑦ 1. Uwe Schröder, 2. Hans Kollhoff, 3. Patzschke
- ⑧ 1. schneider+schumacher, 2. Office Winhov, 3. Weinmiller
- ⑨ 1. E2A, 2. Modersohn&Freiesleben, 3. Volker Staab
- ⑩ 1. Modersohn&Freiesleben, 2. E2A, 3. Nöfer
- ⑪ 1. Thomas Kröger, 2. Caruso St John, 3. Brandlhuber+ mit June14 Meyer-Grohbrügge&Chermayeff
- ⑫ 1. Bernd Albers, 2. Office Winhov, 3. Petra und Paul Kahlfeldt
- ⑬ 1. Modersohn&Freiesleben, 2. Caruso St John, 3. Kleihues+Kleihues
- ⑭ 1. Klaus Theo Brenner, 2. RKW, 3. ingenhoven
- ⑮ 1. Heide&von Beckerath, 2. Max Dudler, 3. Dierks Sachs
- ⑯ 1. Rapp+Rapp, 2. Schulz und Schulz mit bayer uhrig, 3. Bayer&Strobel
- ⑰ 1. Uwe Schröder, 2. Bernd Albers, 3. Kleihues+Kleihues



Blick vom Siemenssteg auf das Grundstück der WerkBundStadt

- ⑱ 1. Studio di Architettura, Vittorio Magnago Lampugnani, 2. nps tchoban voss, 3. Schulz und Schulz mit bayer uhrig
- ⑲ 1. Rapp+Rapp, 2. Volker Staab, 3. Cramer Neumann
- ⑳ 1. Studio di Architettura, Vittorio Magnago Lampugnani, 2. Hans Kollhoff, 3. Klaus Theo Brenner
- ㉑ 1. Hild und K, 2. Nöfer, 3. Kleihues+Kleihues
- ㉒ 1. Christoph Mäckler, 2. Thomas Kröger, 3. Weinmiller
- ㉓ 1. Uwe Schröder, 2. jessenvollenweider, 3. Hans van der Heijden
- ㉔ 1. Volker Staab, 2. Caruso St John, 3. Petra und Paul Kahlfeldt
- ㉕ 1. Christoph Mäckler, 2. Hans Kollhoff, 3. Lederer Ragnarsdóttir Oei
- ㉖ 1. nps tchoban voss, 2. RKW, 3. Brandlhuber+ mit June14 Meyer-Grohbrügge&Chermayeff
- ㉗ 1. Studio di Architettura, Vittorio Magnago Lampugnani, 2. Hans Kollhoff, 3. Klaus Theo Brenner
- ㉘ 1. jessenvollenweider, 2. Hans van der Heijden, 3. Dierks Sachs
- ㉙ 1. jessenvollenweider, 2. Hans van der Heijden, 3. Dierks Sachs
- ㉚ 1. nps tchoban voss, 2. RKW, 3. Brandlhuber+ mit June14 Meyer-Grohbrügge&Chermayeff
- ㉛ 1. Petra und Paul Kahlfeldt, 2. Brandlhuber+ mit June14 Meyer-Grohbrügge&Chermayeff, 3. Bayer&Strobel
- ㉜ 1. Max Dudler, 2. Lederer Ragnarsdóttir Oei, 3. ingenhoven
- ㉝ 1. Christoph Mäckler, 2. Thomas Kröger, 3. Weinmiller
- ㉞ 1. E2A, 2. schneider+schumacher, 3. Heide&von Beckerath
- ㉟ 1. Bernd Albers, 2. Office Winhov, 3. Petra und Paul Kahlfeldt
- ㊱ 1. Max Dudler, 2. Lederer Ragnarsdóttir Oei, 3. ingenhoven
- ㊲ 1. Bernd Albers, 2. RKW, 3. Weinmiller
- ㊳ 1. Hild&K, 2. Cramer Neumann, 3. ingenhoven
- ㊴ 1. Hild&K, 2. Cramer Neumann, 3. Patzschke

Regularien für die Architektur der Häuser

1. Jedes einzelne Haus soll stadträumlich und architektonisch die Voraussetzungen für eine sozial, demografisch, kulturell und funktional vielfältige Struktur der WerkBundStadt schaffen.
2. Alle Häuser sollen eine miteinander verwandte bauliche Gestalt haben und auf eine überzogene Individualität zugunsten einer grösseren Einheit von Strasse, Platz und Quartier verzichten.
3. Jedes Haus soll die konstituierenden architektonischen Elemente Sockel, Eingang, Fassade und Dach thematisieren.
4. So wie der städtebauliche Entwurf sich massstäblich und strukturell in die Umgebung integriert, soll auch die Architektur aus der industriell ge-

prägten Nachbarschaft ihre besondere Identität beziehen. Für die Fassaden der Häuser zu den öffentlichen Strassen und Plätzen bedeutet dies, dass mindestens 60% der geschlossenen Wandflächen aus Backstein hergestellt werden sollen.

5. Für die Geschosshöhen soll der beigefügte schematische Schnitt massgebend sein. Die oberste Decke darf im Normalfall nicht höher als 22 m über Strassenniveau liegen. Das Erdgeschoss muss in jedem Fall eine gewerbliche Nutzung ermöglichen und daher mindestens 300 cm im Lichten aufweisen.
6. Die Häuser sollen auf allen Ebenen stufenlos erreichbar sein. Im Fall von Maisonette-Lösungen gilt dies nur bedingt.
7. Jedes Haus soll eingangsnah und ebenerdige Nebenflächen für Fahrräder (zwei je WE), Kinderwagen, Müll usw. haben. Jedes Haus muss einen Durchgang zum Hof haben.

8. In jedem Haus sollen mindestens 30% der Wohnungen so entworfen werden, dass die Miethöhe dem geförderten Wohnungsbau entsprechen kann.
9. Jede Wohnung soll einen Freiraum (Loggia, Balkon, Terrasse o.Ä.) erhalten, auf dem mindestens zwei Personen Platz haben.
10. Alle Aufenthaltsräume und alle Bäder und Küchen sollen natürlich belichtet und belüftet sein.
11. Jedes Haus soll zweckmässige und belastbare Strukturen und Grundrisse haben und spätere funktionale und technische Veränderungen ohne substanzielle Eingriffe ermöglichen.



Regularien zur WerkBundStadt – Städtebau:
<http://bit.ly/wbs-regularien>